

Leseprobe aus:

Lars Brandt

Andenken



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Wo sonst die schweren schwarzen Limousinen vorgefahren waren, krümmten sich nun gigantische Elefantenstoßzähne verlassen auf dem Asphalt, ihr gelbliches Weiß eingenäht in sackbraune Jute, auf der schwungvolle Buchstaben die Herkunft der Trophäen verrieten: Bangui. Niemand kümmerte sich um sie. Packer einer Spedition hatten das unübersichtliche Inventar der Wohnung in wochenlanger Arbeit für den Transport vorbereitet und schließlich alles in Lastwagen gehievt. Was zurückblieb, lag nun herrenlos hier im Hof herum. Elfenbein.

Das Wächterhäuschen vor dem Tor: verwaist. Bis eben hatten darin rund um die Uhr Spezialagenten aus dem Bundeskriminalamt gehockt, deren Aufgabe dort in wenig anderem bestand, als auf den Knopf zu drücken, der den Elektromotor in Gang setzte, dank dessen verborgener Kraft das schwere Stahlgitter zur Seite glitt. Ein paar von ihnen waren als Bodyguards unterwegs mit dem, den sie den *Alten* nannten, während die anderen sich im öden Wachdienst am Grundstückseinlaß abwechselten.

Meist saßen sie im fahlen Schein eines kleinen Fernsehapparats, wenn ich abends mit dem Auto vorfuhr und auf Durchlaß wartete. Einige besserten auch ihren Sold auf und hämmerten im Halbdunkel der Pförtnerloge auf eine Schreibmaschine ein. Manchmal, wenn ein Neuer auf Posten war, der mich noch nicht aus dem Augenwinkel erkannte, hatte ich aussteigen müssen. In der Regel aber war es damit getan gewesen, mein Gesicht grüßend zum Fenster zu wenden, hinter dem Ober- und Hauptkommissare ihre

Zeit totschlügen. Jetzt stand das breite Tor mit seinen starken Gitterstäben einfach weit offen. Da saß niemand mehr, dem es zuzunicken galt.

Auch von den grünuniformierten Grenzern war nichts mehr zu sehen, junge Männer, die im Garten Wache geschoßen und so ihren Wehrdienst abgeleistet hatten. Nachts war das Scharren und Stampfen ihrer Stiefel hinaufgedrungen, wenn sie sich zwei Etagen unter meinem Fenster auf eine Zigarette trafen. Das murmelnde Wechselspiel ihrer Worte, gelegentlich von verhaltenem Gelächter unterbrochen. Sonst hatte auf dem Waldgrundstück Stille überwogen. Stille, die jener vorgegriffen hatte, die sich nun wie endgültig ausbreitete – durch das polyphone Gezwitscher der Vögel in den hohen, alten Bäumen hindurch unüberhörbare Stille. Nun lagen da Elefantenstoßzähne auf dem Weg – angeschwemmte Ladung aus dem Bauch eines gekenterten Schiffs, letzte Ausscheidungen der verschlungenen Eingeweide eines Hauses, das sich aufgelöst hatte.

Der kurze Weg, den die Möbelwagen zu nehmen hatten, führte nur um ein paar Straßenecken. Von dem großen Haus, das jetzt so leer und gestrig im Abseits erledigter Vorgänge lag, zu dem neuen Domizil im selben Viertel auf dem wenig urbanen, sterilen, von einer riesenkrakenhaften Universitätsklinik im Würgegriff gehaltenen Bonner Venusberg. Auch dieses Haus bot reichlich Platz, zumal es vollständig privat genutzt werden konnte, was kleinere Gesellschaften und Politikertreffen nicht ausschloß. Das Präsidium der Sozialdemokraten konnte sich im Wohnzimmer versammeln. Dann waren die lautstarken Ausfälle von Kanzler Helmut Schmidt gegen vermeintlich linksradikale Nachwuchspolitiker in den Reihen seiner Partei, der V. auch nach seiner Resignation als Regierungschef weiter vorstand, noch auf der Straße zu hören.

Eine neue Fassade vor der entkernten, kaum mehr sanierbaren und wohl schwerlich zu rettenden Ehe. Meine Mutter schlug vor, sie beide sollten »gemeinsam über alles lachen«. Aber worüber? Schon vorher, in der Kanzler-Dienstvilla, hatte V. für sich selber nur eine kleine Dachwohnung im Seitentrakt gehabt. Nach dem Umzug stand ihm persönlich jetzt bloß noch eine Art Mansarde mit einem kleinen Bad zur Verfügung. Weshalb er seine jämmerliche Unterbringung wohl hinnahm – oder suchte er sie nachgerade?

Die Luft in den Zimmern und Fluren dieser neuen Villa war oft so dick, daß man sie schneiden konnte, oder sie war zu dünn zum Atmen. Ging es dort irgend jemandem gut?

Ich bezweifle es, V. aber unternahm nichts, daran etwas zu ändern. Warum nur?

Fruchtlose Überlegungen, auch damals stießen alle Fragen nur bis zu kulissenhaften Antworten vor – so wie jene nach der Herkunft der Elefantenstoßzähne. Sie ließ sich oberflächlich klären, doch tat sich damit nichts als eine weitere Tür auf, hinter der es nicht weiterging.

Vergangenheit – die Stoßzähne, das Haus, in das sie nicht mitgenommen wurden und der Rest. Als ich V. später einmal fragte, was es damals mit dem Elfenbein dort im Hof vor dem verlassenen Haus auf sich gehabt hatte, schien er wirklich verwundert: Weshalb nur hatte man das Zeug denn zu uns nach Hause auf den Venusberg gebracht? Und wer denn überhaupt, auf wessen Veranlassung? Was, glaubte man denn eigentlich, sollte er damit anfangen?

Er wußte nichts davon und wollte es nicht wissen. Chauffeure, Referenten und Leibwächter ließen sich so manches einfallen. Sie folgten seinem Terminplan und teilten die Zeit mit ihm, hielten Vorräte seiner Zigarillos bereit, besorgten ihm sein Rasierwasser und packten seine Koffer, was aber hatte er damit zu schaffen, was sie taten oder ließen? Überhaupt: Was gingen ihn die Leute an, die dazu da waren, ihm zu helfen? Sollte etwa er sich noch um sie kümmern?

Nein, er machte sich über keinen von ihnen Gedanken. Doch wie war es möglich, daß auch um ihn herum keiner gelegentlich einen Schritt zurücktrat, um mit Abstand darauf zu schauen, ob es noch stimmte, wie sie da den *Alten* umgaben, und welches Verständnis ihrer Pflichten sie an den Tag legten? V. schien es gleich: War sein Fahrer ein Säufer, landeten sie eben beide am Baum, wenn es denn nicht anders sein sollte. Sie und wer zufällig sonst noch im Wagen hockte.

Die Herkunft der Stoßzähne stand jedenfalls fest: Zentralafrika. Prangte deutlich genug auf dem Gewebe, in das sie eingenäht waren. Doch wieso waren sie bei ihm gelandet, fragte ich. Bei uns. Was war der Hintergrund? V. zuckte die Schulter.

Sein Flugzeug, sagte er im Tonfall der Beiläufigkeit (*wie das nun mal so ist ...*), sei irgendwann einmal zum Tanken in Bangui zwischengelandet. Um dem Diktator Bokassa, der sich stracks im Flughafengebäude eingefunden hatte, nicht Gelegenheit zu geben, ein Foto von ihnen beiden machen zu lassen, sei er einfach auf seinem Platz in der Maschine sitzen geblieben.

Aber der Kannibale hatte es ihm nicht übelgenommen, und seine Handlanger hieften als Geschenk an den Gast, der keiner sein wollte, eine Ladung Stoßzähne in den Stauraum des Luftwaffenjets.

So richtig vorstellen konnte ich mir das nicht. Ich zweifelte nicht an seiner Darstellung, doch war es zu wenig, als daß ich mir hätte ausmalen können, was ich nicht miterlebt hatte. Statt dessen stellte sich der Eindruck einer seltsam belanglosen Geheimnishaftigkeit, einer etwas faden Unwirklichkeit ein.

Die ihm einen Spitzel in den Pelz setzten, waren erklärte Feinde, aber manchem, der sich (weil ihm die Krokodilstränen einfach nicht trocknen wollen) bis heute als Freund aufspielt, läßt dieser Verrat offenkundig keine Ruhe – er setzt alles daran, ihn noch zu übertreffen. Resultat seltsamer Gefühlsverquirlung, wie es scheint.

Für mich war V. weder Freund noch Feind. Er war Natur. Wenn ich an ihn denke, kommt mir anderes in den Sinn als jenen, die ihn zum Gegenstand ihrer mehr oder minder an der Wahrheit orientierten Recherchen und Erinnerungen machen.

Ich beteilige mich nicht an einer Geschäftigkeit, die sich kaum noch auf Gedächtnis und Forschung beschränkt, sondern längst Oper, Fernsehspiel und Theater einschließt. Warum eigentlich nicht auch Ballett, Musical, Eisrevue? Nur nicht auf halber Strecke stehenbleiben. Dazu die passenden Pralinen, wie zu Mozarts Gedenken, ein Wodka mit seinem Namenszug auf der Flasche, statt dem des Abstinenzlers Gorbatschow, oder vielleicht ein nach ihm benanntes Hacksteak?

Nicht weil ich etwas beweisen oder dokumentieren wollte, den Mann betreffend, der in seinen Briefen, als er es nicht mehr passend fand, mit Papa oder Vati zu unterschreiben, die Paraphe V. verwandte, sitze ich hier, sondern um mit ein paar Gedanken zu spielen. Mir steht der Sinn nach Ornamenten – aus freier Hand gezeichnet, und wenn ich zufrieden bin, höre ich auf. Ich will nichts erklären oder aufklären, keine Neuigkeiten verbreiten. Weder Kummer noch Übermut treiben mich an. Der Drang, Mythen zu polieren, sowenig wie der, Mythen ein paar Beulen zu verpassen. Um all das geht es nicht.

Mich treiben Muster ans Papier, die sich ihr Material aus der Wirklichkeit holen. Den Blick schärfen, ein paar Stücke verabsolutieren, die das Ornament vorgeben. Ellsworth Kelly ist auf seinen Pariser Bildern mit Fenstern und Gittern, die er in der Stadt sah, so verfahren. Das greife ich auf. Statt Leinwand und Farbe Lettern. Am Rhein, nicht an der Seine. Statt der Fenster der Vater. So komme unvermeidlich ich selber ins Spiel. Aber nicht darüber schreibe ich, nicht über mich. Mich selbst benötige ich als Medium: Um zu jenem Teil der Wirklichkeit vorzustoßen, von dem nur ich erzählen kann.

Kneife ich also die Augen zusammen, um V.s Umrisse zu erfassen und mein Material zu finden: Was sehe ich? Einzelheiten, die auseinanderfallen und wenig zusammenzupassen scheinen, wiewohl sie sich doch zu einem Ganzen fügen. V. den Machtmenschen, der Mittel und Wege kannte, sich durchzusetzen, aber ein warmes Herz besaß,

das in anderen das Bedürfnis weckte, von ihm erkannt zu werden, weil sie sich mit ihm identifizierten.

Günter Grass, der sein Renommee als Künstler in den Dienst der Sozialdemokraten stellte, verglich bekanntlich den Fortschritt mit einer Schnecke. Welcher Fortschritt? Inzwischen ist er uns abhandengekommen. Damals wählte sich jedermann per Du mit ihm, ganz wie mit V. Ob Grass durch V.s Naturell zum Bild der Schnecke angeregt wurde? Oder ob V. seine Schneckennatur in der Metapher aufgegriffen fand? Ich weiß es nicht. Der personifizierte Fortschritt war er gewiß nicht, selbst wenn er sein Schneckenhaus nie ganz verließ.

Aber das ist ja vielleicht die List der Schnecken, sie brauchen nie aus dem Haus zu gehen und kommen trotzdem gut herum. Unbestreitbar lebte V. sein Leben nicht innerhalb des Hauses. Aber draußen, soviel er sich auf dem Erdball herumtrieb, quälte er sich in der Gesellschaft anderer Menschen – anderer Individuen. Deswegen war er vielleicht doch nicht wirklich aus dem eigenen Gehäuse herausgekommen, wie es den Anschein hatte, wenn er abends, woher auch immer, zurückkehrte.

Die Hand, die er einem zum Gruß entgegenstreckte, griff nicht zu. Persönliche Kontakte forderten ihm etwas ab, was aufzubringen schwerfiel. Das Manko zu kaschieren, bedeutete ebenfalls eine Anstrengung, zu der er sich nur aufraffte, wenn es sich unverkennbar lohnte.

In Menschenansammlungen fühlte er sich besser aufgehoben als bei einzelnen, wenn nicht Funktionen und Zuordnungen klar definiert waren. Gruppen machten ihn weniger nervös. Menschenmassen, wo Gefühle zu abstrakten Strömen zusammenfließen, gaben ihm Sicherheit und stimulierten ihn. Über sie hingleitend wie über Gras, blieb jenseits der Weichheit seines Leibes die verschlossene Härte des Hauses, das er immer auf dem Rücken behielt, verborgen.

Angefüllt mit Gefühlen kam er daher, es waren selten seine eigenen, denen er nur, wenn es unbedingt sein mußte, in der Tiefe seiner Brust einen Kurzbesuch abstattete. Dabei hatte er gerade dann Erfolg, wenn er auf sein Gefühl setzte und nicht alleine auf seinen Verstand.

Wollte man der Charakterisierung folgen, die Henry Kissinger einst im Oval Office zum besten gab, wie im *Stern* stand, blieb ihm wohl auch wenig anderes übrig:

»Ich glaube, Herr Präsident, das Hauptproblem liegt darin, daß er nicht sehr helle ist.«

Nixon teilte diese Meinung:

»Dieser Bursche. In der Tat. Brandt ist ein bißchen dumm.«

»Brandt ist dumm. Und faul«, begeisterte sich Kissinger.

»Nicht wahr?« bekräftigte Nixon.

Kissinger firmisste das Bild: »Und er trinkt.«

Die Welt der harten Knaben eben. V. hätte bestimmt gerne darauf mit ihnen angestoßen.